

Franz Maget

**„Sie, Herr Vater!“**

**Ein später Dank an meine Eltern**



Für Sara, Klemens  
und Luzie



## Mein Vater

Mein Vater ist am 16. August 1920 in Beilngries im Altmühltal geboren. Das kleine Städtchen in idyllischer Lage, seit der Gebietsreform 1972 zum Landkreis Eichstätt und damit zu Oberbayern gehörig, war damals noch Kreisstadt im Regierungsbezirk Oberpfalz, wo es kulturell und sprachlich auch hingehört. Der Ort war von Landwirtschaft und Handwerk geprägt. Die römisch-katholische Stadtpfarrkirche St. Walburga, ein bedeutender neobarocker Bau, dominiert mit ihren Doppeltürmen und den grün, gelb und braun glasierten Biberschwanzziegeln auf den Spitzdächern, das Stadtbild. Hoch ragt sie über die geduckten Jurahäuser mit ihren flach geneigten Dächern, die mit Solnhofener Plattenkalk gedeckt sind, hinaus. Das Erscheinungsbild der Hauptstraße dagegen prägen die zweigeschossigen Bürgerhäuser mit den charakteristischen Fassaden mit Treppengiebeln und Blendarkaden.

Bis heute fällt die Dichte an Gasthöfen und Brauereigaststätten auf, welche die Hauptstraße säumen. Ich erinnere mich noch an die Namen aus den späten 50er Jahren: Prinstner, Fuchsbräu, Wagnerbräu, Schattenhofer, Zum Millipp, Zur Gams. Fast alle gibt es heute noch. Die Stadt symbolisiert so etwas wie heile Welt. Neuerdings ist es in Mode gekommen, das damalige Auto-kennzeichen BEI wieder zu verwenden. Heute genießen zahlreiche Touristen diese Idylle. Das ehemalige Rathaus ist in ein Haus des Gastes umgewandelt, die Stadt

ein staatlich anerkannter Erholungsort. Seit Corona schießen die Besucherzahlen durch die Decke.

Das großelterliche Anwesen, in dem mein Vater geboren wurde, befand sich in der Buchbindergasse Nr. 8, direkt an der mittelalterlichen, aus riesigen Jurasteinen aufgeschichteten Stadtmauer mit pittoresken Wehrtürmchen, die heute eine weitere Touristenattraktion darstellen. Zum zweistöckigen Wohnhaus gehörte ein gepflasterter Innenhof und eine riesige Scheune. Diese diente dem landwirtschaftlichen Nebenbetrieb, wie er in der vorherrschenden kleinbäuerlichen Struktur häufig vorkam, sowie der Ausübung des eigentlichen Berufes meines Großvaters, dem des Fassbinders – damals ein wichtiges Gewerbe in einer kleinen Stadt mit acht eigenständigen Brauereien. Als in der Kriegszeit auch die Bierproduktion zurückging, gaben die ersten Brauereien auf und auch in der Buchbindergasse wurden keine neuen Fässer mehr hergestellt. Nachgepichelt, also mit flüssigem Teer ausgestrichen, wurden große Holzfässer aber auch noch bis in die frühen 50er Jahre hinein. Fast ausschließlich musste jetzt die kleine Landwirtschaft die große Familie alleine ernähren. Jenseits der Stadtmauer gehörte noch ein großer Garten mit Gemüsebeeten, Beerensträuchern und Obstbäumen dazu, die für ein ausreichendes Essen sorgten.

Mein Vater Franz war der jüngste von sieben Geschwistern. Sie alle hatten Vornamen, die im engen, vorgegebenen Rahmen einer katholisch-bäuerlichen Region seit Jahrzehnten geläufig waren: Die Mädchen



Beilngries, die Hauptstraße

hießen Wally (Walburga), Anna, Fanny (Franziska) und Resi (Theresia), die Buben Simon, wie sein Vater, Josef und Franz. Letztere wiederum nannten beide ihre Söhne, um in der Tradition zu bleiben, Franz-Josef. Simon, der älteste von Vaters Geschwistern, ist 1941 im Krieg gefallen, wie man es damals nannte, zur Ehre des Vaterlandes. Sein anonymes Grab befindet sich auf einem Soldatenfriedhof auf der Halbinsel Krim.

Woher der Familienname Maget kommt, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Meine Tante Fanny hat sich vor langer Zeit auf das Gebiet der Ahnenforschung und auf Spurensuche begeben. Am Ende tippte sie auf hugenottische Herkunft. Aber ganz sicher war sie sich nicht.

Das Sagen in der Großfamilie Maget hatte natürlich der Herr des Hauses, mein Großvater. Er verstand sich als Ernährer und Verantwortlicher für das Fortkommen seiner Familie. Ich vermute, dass es wenig Gelegenheiten gab, bei denen mein Vater mit ihm ins Gespräch kommen konnte. Nicht beim gemeinsamen Essen, nicht beim Tischgebet und auch nicht zu anderer Zeit, wenn mein Großvater auf den Feldern oder in seiner Fassbinderei arbeitete.

Wenn er seinen Vater ansprach, nannte er ihn „Sie, Herr Vater.“. Dass Kinder ihre Eltern beim Vornamen genannt hätten, war gänzlich unvorstellbar und wäre gegen jede gute Sitte und Anstand gewesen. Eine größere emotionale Nähe zwischen Vater und Sohn dürfte damals kaum entstanden sein. Dafür waren die Mutter und die älteren Schwestern zuständig, die sich um den jüngsten Bruder kümmerten.

In diese bäuerlich-friedliche, katholisch-patriarchalische Welt ist also mein Vater vor über 100 Jahren hineingeboren worden. In die Schule kam er im April 1926, noch keine sechs Jahre alt. Damals ging das Schuljahr von Ostern bis Ostern und eingeschult wurden üblicherweise alle, die im jeweiligen Kalenderjahr geboren waren, auch wenn sie ihren Geburtstag erst später hatten. Im Stadtarchiv Beilngries findet sich noch eine Schülerliste aus dem Jahr 1931/32, seinem sechsten und zugleich letzten Schuljahr, mit recht guten Benotungen, vor allem in Fleiß und Betragen. Danach nahm der Bub, gerade erst 14 Jahre alt geworden, eine Lehrstelle in ei-



ner der Schneiderbetriebe auf, von denen es im Ort mehrere gegeben hat.\*

Es war die Zeit, in der der Aufstieg der Nationalsozialisten längst in vollem Gange war. Übersteigerten Nationalismus und Fremdenfeindlichkeit haben die Kinder schon in der Volksschule erleben können. Der Spruch „Jeder Schuss ein Russ, jeder Stoß ein Franzos, jeder Tritt ein Brit!“ gehörte quasi zum offiziellen Lehrinhalt. Vor allem die „Erbfeindschaft“ mit Frankreich wurde nach der Niederlage im 1. Weltkrieg besonders intensiv gepflegt und allerorten beschworen.

Dass Deutschland nach der Niederlage im 1. Weltkrieg und seit der Gründung der Weimarer Republik eine Demokratie geworden war, hat sich im Beilngries der 20er Jahre nicht überall herumgesprochen. Berlin war weit weg, von demokratischer und freiheitlicher Kultur hielt man wenig, stereotype Feindbilder wurden hochgehalten. Dass die von der konservativ-reaktionären Bayerischen Volkspartei (BVP) geführte Staatsregierung in München die Reichshauptstadt Berlin als einen Hort des Vaterlandverrates oder gar jüdisch-bolschewistischer Umtriebe ansah, tat ein Übriges.

Der Zuspruch zur Nazipartei nahm zu, vor allem unter den Honoratioren des Ortes. Mein Vater erzählte, dass auch er gerne zur Hitlerjugend gegangen wäre. Doch

---

\* Mein herzlicher Dank gilt Frau Dorothea Bartholme-Weinelt vom Stadtarchiv Beilngries für viele Hinweise, Fotos und freundliche Gespräche.

mein Großvater verbot ihm kategorisch, die HJ-Uniform zu tragen. Das hätte seiner katholisch-konservativen Grundeinstellung widersprochen. Man hörte auf den Pfarrer und glaubte an den Herrgott, nicht an Hitler. Die Kirchen waren voll zur damaligen Zeit. Sonntags wurden in der Stadtpfarrkirche vier Gottesdienste angeboten, denn der sonntägliche Kirchengang war Pflicht.

Trotz Katholizismus und frommer Gebete, hatte auch in Beilngries der Aufstieg der Nationalsozialisten früh begonnen. Bereits im März 1924 war eine Ortsgruppe der NSDAP gegründet worden. Ein Jahr später schaffte der erste von ihnen den Einzug in den Stadtrat. Allerdings waren es anfangs noch sehr wenige, die sich zu einer Mitgliedschaft entschließen konnten. Bei Kommunalwahlen trat man nicht für die Hitlerpartei, sondern mit einer „Bürgerliste“ unter dem Namen „Allgemeinwohl“ an. Andere „bürgerlich-konservative“ Kräfte sammelten sich in der Liste „Volksgemeinschaft“.

Das Sagen hatte während der gesamten Weimarer Zeit die BVP, eine der Vorläuferparteien der CSU. Sozialdemokraten und sogar Kommunisten gab es, wenn auch in sehr überschaubarer Zahl. Die Kleinstadt, die von Handwerk und Landwirtschaft geprägt war, war eben nicht das Zentrum der Arbeiterbewegung.

Interessant ist das Ergebnis der Wahl zum Reichspräsidenten 1925. Im ersten Wahlgang gewann noch der Kandidat der BVP, der bayerische Ministerpräsident Heinrich Held, haushoch. Im zweiten Wahlgang jedoch zog er zugunsten des Kandidaten der völkisch-nationa-

len Rechten, Generalfeldmarschall Hindenburg, zurück, einem der Hauptakteure des Ersten Weltkrieges, einem Feind der Demokratie und Verächter der Weimarer Republik. Die BVP rief ihre Wähler dazu auf, für Hindenburg zu stimmen statt für den Kandidaten der demokratischen Regierungskoalition aus SPD, Zentrum und Liberalen, die den katholischen Zentrumspolitiker Wilhelm Marx nominiert hatten. So kam es, dass 1925 die braven Beilngrieser zu über 80 Prozent einen preußisch-protestantischen Militaristen wählten, statt den katholischen Kandidaten, der aus Sicht der BVP zu eng mit den Sozialdemokraten verbunden war. Ein erster großer Sargnagel für die erste Demokratie auf deutschem Boden und eine unverzeihliche historische Fehlleistung der Bayerischen Volkspartei.

Einige Jahre später, zuletzt bei den Reichstagswahlen 1932, hatten die Nazis die konservative BVP dann endgültig überflügelt. Auf die NSDAP entfielen 684 Stimmen, auf die BVP 391, für die SPD stimmten 44 Beilngrieser und für die KPD 36. Meine Mutter war damals 8 Jahre alt, mein Vater 12.

Wahrscheinlich wäre er im Anschluss an seine Ausbildung tatsächlich Schneider geworden, hätte geheiratet und eine Familie gegründet. Vielleicht wäre er, der jüngste Sohn, auch in eine andere Stadt zu einer großen Schneiderei oder einer Kleiderfabrik gegangen. Wenn ihm nicht die Weltläufe, oder genauer gesagt die Nazis mit ihrem übersteigerten Nationalismus und dem völkischen Rassenwahn, seine Jugend gestohlen hätten.



Mein Vater als Soldat

Denn diese hatten andere Pläne mit ihm. Gleich nach seiner Lehre wurde er, wie Millionen anderer Bauern- und Arbeiterkinder, von zu Hause losgerissen, in den 1935 gegründeten Reichsarbeitsdienst einberufen, dem ein gutes Jahr später die Wehrpflicht folgte. So wurde er Teil einer Kriegsmaschinerie, die sich auf den 2. Welt-

krieg vorbereitete, der am 1. September mit dem Überfall der Wehrmacht auf Polen begann.

Der aktive Kriegseinsatz meines Vaters begann im Mai 1940 mit dem Feldzug gegen den „Erbfeind“ Frankreich, der bereits sechs Wochen später mit einem in der Heimat viel bejubelten „Blitzsieg“ und der Besetzung von Paris endete. Ein Jahr später, mit dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion, am 22. Juli 1941, begann für meinen dann 20jährigen Vater die Hölle. Er wurde der sogenannten Heeresgruppe Mitte zugeteilt, der 1,3 Millionen Soldaten angehörten. Sie sollten den Hauptschlag gegen die Rote Armee führen und bis Moskau vorstoßen. Auf diese Weise kam er zweimal nach Minsk, die damalige Hauptstadt der weißrussischen Sowjetrepublik. Das erste Mal auf dem Vormarsch 1941 und das zweite Mal auf dem Rückzug im Herbst 1943.

So gut wie nie hat mein Vater über diese Zeit gesprochen. Es müssen für ihn traumatische Erlebnisse gewesen sein, für die ihm vermutlich die Worte gefehlt haben und die er gerne vergessen oder verdrängt hätte. Noch viele Jahre später, so erzählte es meine Mutter, haben ihn die Geschehnisse der damaligen Zeit eingeholt und nach Angstträumen schweißgebadet aus dem Schlaf gerissen.

An späteren sogenannten Kameradschaftstreffen ehemaliger Angehöriger der Heeresgruppe, zeigte er keinerlei Interesse. Ebenso wie er nicht die geringste Feindseligkeit gegenüber Russland hegte. An seinen Satz: „Du kannst dir gar nicht vorstellen, was wir diesen



Rechts mein Vater bei der Heeresgruppe Mitte

Menschen angetan haben,“ kann ich mich gut erinnern. Viel mehr hat er nicht erzählt. Ich bin mir sicher, dass er als Angehöriger einer Artillerieeinheit im untersten Rang nicht persönlich an Gräueltaten beteiligt gewesen ist, aber gesehen hat er bestimmt vieles.

Die Grauen dieses Krieges sind für uns heute kaum mehr vorstellbar. Die unzähligen Kriegsverbrechen gegenüber der Zivilbevölkerung und an den hunderttausenden gefangenen russischen Soldaten sind vielfach in Museen, Gedenkorten und immer wieder in Ausstellungen dokumentiert. Spezielle ‚Einsatzgruppen‘, ein beschönigendes Wort für Vernichtungskommandos, der SS ermordeten Millionen „sowjetische Funktionäre,

Angehörige der Intelligenz, rassistisch minderwertige Personen, Juden und Asiaten.“\*

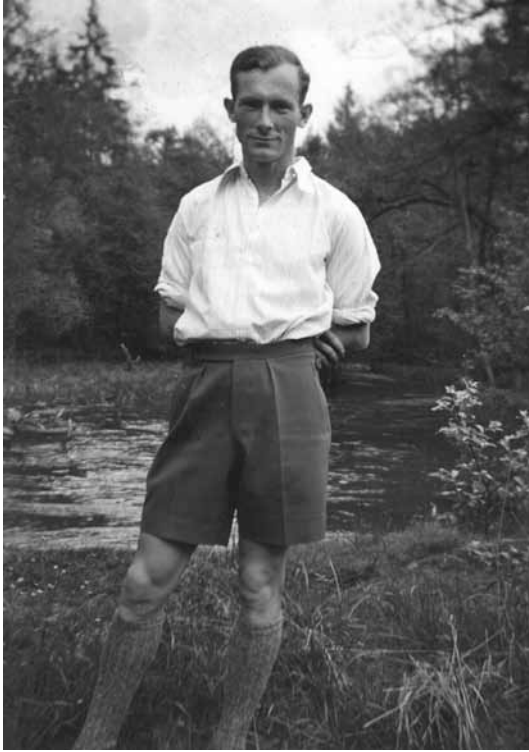
Im 2. Weltkrieg starben täglich im Durchschnitt 17.000 Menschen. Und der Krieg dauerte sechs Jahre. Insgesamt kamen 40 Millionen Menschen ums Leben, darunter 5 Millionen Polen, was zwanzig Prozent der Bevölkerung ausmachte. Die Zahl der zivilen Opfer in der Sowjetunion wird auf 14 Millionen geschätzt.

Auch den Rückzug der Wehrmacht bis Spätsommer 1944 machte mein Vater mit, ehe an der Grenze Ostpreußens die Heeresgruppe Mitte endgültig zusammenbrach und er in russische Kriegsgefangenschaft geriet. Fast 4 Millionen deutsche Soldaten haben an der Ostfront ihr Leben verloren. Das Kriegerdenkmal in Beilngries verzeichnet 93 Gefallene und 14 Vermisste aus diesem kleinen Ort. Mein Vater hat überlebt und blieb bis Ende 1949 in Kriegsgefangenschaft in Moskau.

In Moskau sei es ihm eigentlich ganz gut gegangen, erzählte er, jedenfalls besser als im Krieg, und er sei anständig behandelt worden. Zum ersten Mal in seinem Leben hat er offenbar Glück gehabt. Seine Ausbildung als Schneider verhalf ihm zu einem Platz in einer Unterkunft, „in der ich nie gefroren habe.“ Er wurde Änderungsschneider, wandelte Militäruniformen in zivile Bekleidungsstücke um, machte sie enger oder weiter, länger oder kürzer. Auch die Ehefrauen sowjetischer

---

\* Das Zitat stammt aus der Ausstellung „Dimension eines Verbrechens“ im Deutsch-Russischen Museum Berlin-Karlshorst.



Zurück in Beilngries. Mein Vater 1951 an der Altmühl

Offiziere brachten ihm ihre Röcke und Kleider vorbei. Manche, so erzählte er, behandelten ihn wohl überheblich, herrisch und herablassend. Aber es seien auch viele dabei gewesen, die freundlich und dankbar gewesen seien. Sogar einige Brocken Russisch hat er dort gelernt, und er bekam freie Tage, an denen er sich Moskau anschauen konnte. Seine Kriegsgefangenschaft dauerte



zwar endlos lang, aber immerhin hatte er es vergleichsweise gut erwischt.

Als mein Vater 1936 Beilngries verlassen musste, war er 16 Jahre alt. Als er Ende 1949 zurückkam, war er 29. Dazwischen lagen 13 Jahre, 156 Monate, fast 4500 Tage und Nächte. Seine Jugend hatte er versäumt. Sein Vater war bereits seit neun Jahren tot und seine Mutter lag im Sterben. Jetzt wollte er endlich ein normales Leben führen und schaute sich nach einer Frau um, die ihm gefallen würde und mit der er eine Familie gründen könnte. Er fand sie keine 150 Meter von seinem Elternhaus entfernt, dort wo die Buchbindergasse in die Hauptstraße mündete, im Büro des Brauereigasthofes Schattenhofer. Eine bessere hätte er nicht finden können.

## Meine Mutter

War mein Vater der Jüngste von sieben, so war meine Mutter die Älteste von vier Geschwistern. Geboren wurde sie am 28. Februar 1924 als Luise (Aloisia) Friedl in dem kleinen Pfarrdorf Holnstein, gerade einmal 20 km von Beilngries entfernt. Ihr Vater, Joseph Friedl, war dort als Dorfpolizist stationiert. Der Beruf meines Großvaters führte ihn in den folgenden Jahrzehnten in mehrere Gemeinden und Städte in der Oberpfalz, in die er nacheinander versetzt und allmählich, zuletzt zum Polizeihauptkommissär, befördert wurde. Mutters Geschwister, ihre jüngere Schwester Fanny und ihre beiden Brüder Paul und Ottmar sind, aufgrund der vielen Umzüge der Familie, alle in einem anderen Ort in der Oberpfalz geboren. Seine Frau Fanny, meine Großmutter, trug den Geburtsnamen Flemmerer, eine alteingesessene und bekannte Beilngrieser Familie. Im Januar 1923 haben meine Großeltern dort auch geheiratet.

Die Schule besuchte meine Mutter zuerst in der kleinen Gemeinde Mindelstetten bei Kösching, danach in der schon sehr viel größeren Kreisstadt Schwandorf. Dort verließ sie die Volks-Hauptschule im April 1938 mit einem ausgezeichneten Schluss-Zeugnis. Ihre Noten wiesen sie als gute Schülerin aus, mit „sehr lobenswertem Fleiß und Betragen“.

Nach dem Schulabschluss besuchte meine Mutter in Regensburg eine Berufsfachschule, in der sie im Schnelldurchgang zur Buchhalterin und Kontoristin



links die Brauerei Schattenhofer in der Adolf-Hitler-Straße

ausgebildet wurde. Ihre erste Anstellung fand sie Ende 1939 im Geburtsort ihrer Mutter, Beilngries, im großen und renommierten Brauereigasthof Schattenhofer in der Hauptstraße. Diese war allerdings bereits in den allerersten Tagen der Naziherrschaft, im April 1933, in Adolf-Hitler-Straße umbenannt worden – ein bedauerlicher Irrtum, den man nach dem katastrophalen Desaster des 2. Weltkrieges stillschweigend und ohne förmlichen Stadtratsbeschluss umgehend wieder korrigierte.

Allen Erzählungen und auch den Gesprächen mit den Mitgliedern der Familie Schattenhofer zu Folge, war meine Mutter eine außerordentlich beliebte und fähige Mitarbeiterin, fleißig und umsichtig. Sie beherrschte nicht nur die Buchhaltung und konnte gut rechnen, son-



Meine Mutter 1950

dern hatte sich im Lauf der Jahre eine gute Sprache und eine ausnehmend schöne Schrift, sowohl in altdeutsch, als auch lateinisch angeeignet. Geschrieben hat sie ihr ganzes Leben lang gerne, lange Briefe an ihre Geschwister bis an ihr Lebensende, als diese Kulturtechnik schon allmählich aus der Mode gekommen war.

Meine Mutter wurde ein sehr geschätzter und gemochter Teil der Brauereifamilie, hatte dort freie Kost und Logis und bezog ein sicherlich bescheidenes Ge-

halt. Während mein Vater in dieser Zeit die Hölle des Krieges erleben musste, ging es meiner Mutter vermutlich recht gut. Materiell mangelte es an nichts, schon gar nicht, weil sie immer eine äußerst bescheidene Frau gewesen ist, die auch mit wenig zufrieden sein konnte.

Häufig und gerne hielten sich in diesen Jahren verschiedene Nazi-Größen in Beilngries auf. Sie schätzten die gemütliche Atmosphäre an den Stammtischen der Brauerei-Gasthöfe und stolzierten in ihren schneidigen Uniformen durch die Straßen, am Oberarm die dunkelroten Armbinden mit dem Hakenkreuz. Atmosphärisch hatten ihnen ja frühzeitig örtliche Honoratioren den völkischen Boden bereitet. Besonders hervorgerufen hatte sich dabei der Leiter des Gesundheitsamtes, Obermedizinalrat Dr. Ernst Schmidlein. Er war bereits 1930 der NSDAP beigetreten und hatte auch vorher schon als „eifriger Förderer der nationalen und sozialen Sache“ gewirkt, wie das Archiv des Donaukuriers zu berichten weiß. Er gehörte zusammen mit einem anderen großen Nazi, dem Chef der Kreissparkasse, Nepomuk Schneider, zu den besonders angesehenen Leuten in der Stadt. Noch heute zählen die beiden zu ihren Ehrenbürgern. Zu Ehrenbürgern ernannt wurden 1933 auch Adolf Hitler, Reichspräsident von Hindenburg und der NS-Reichsstatthalter von Bayern, Franz Ritter von Epp. Den Dreien wurde allerdings 1946 diese Würde wieder entzogen.

Hitler selbst besuchte Beilngries mehrfach, an der Seite seiner Lebensgefährtin Eva Braun. Jedes Mal



Die NSDAP auf dem Beilngrieser Kirchplatz

wurde das Eintreffen der beiden wie ein Staatsbesuch gefeiert, sämtliche Bürgerhäuser waren mit Nazifahnen geschmückt, SA-Abteilungen paradierten durch die Straßen und Abordnungen der Hitlerjugend und des Bundes Deutscher Mädchen (BDM) überreichten den berühmten Gästen Blumen. Eva Braun verband eine besondere Beziehung zu Beilngries. Sie hatte einige Jahre die dortige Mädchenvolksschule besucht.

Meiner Mutter, einer blutjungen Frau, mögen die feischen Nazi-Uniformen wohl gefallen haben. Doch ganz ließ sie sich nie von der Angeberei der Nationalsozialisten gefangen nehmen und schloss sich auch keiner ihrer Organisationen an. Schließlich hatte das „Tausendjährige Reich“ auch gar nicht mehr so lange Bestand. Die

Niederlagen der Wehrmacht in Nordafrika und in Stalingrad 1942 schlugen aufs Gemüt und leiteten bald den katastrophalen Untergang von Nazideutschland ein.

Über die folgenden Jahre im Leben meiner Mutter weiß ich nichts. Ebenso wenig weiß ich, wie und wann sie meinen Vater, irgendwann 1950 oder 51, kennengelernt hat, wie ihre ersten Begegnungen waren, welche Pläne sie geschmiedet haben mögen und was sie zur Heirat bewogen hat. Heute empfinde ich es als ein unverzeihliches Versäumnis, nie mit ihr über diese Zeit gesprochen zu haben. Was ich weiß, ist, dass die beiden am 20. September 1952 in Beilngries geheiratet haben, kirchlich natürlich in der Stadtpfarrkirche St. Walburga. Meine damals fünfjährige Cousine Christa war eine der beiden Blumenmädchen. Nur zwei Tage später hat meine Mutter ihre Stelle bei Schattenhofer gekündigt und ist zu ihrem Mann nach München gezogen.\*

Was ich auch weiß, ist, dass sie mit ihrer guten Ausbildung als Kontoristin, ihrem Fleiß und ihrem Können ohne jeden Zweifel beruflich erfolgreich hätte sein können. Jahrelang hatte sie die Buchhaltung der Brauerei mit großer Gaststätte und Ländereien souverän bewältigt. In München wäre sie eine gesuchte Fachkraft gewesen. Noch dazu, weil sie große soziale Kompetenz und Herzenswärme ausstrahlte. Darüber hinaus war sie eine schöne Frau.

---

\* Für die Recherche bedanke ich mich herzlich bei Elisabeth Schattenhofer.



Hochzeit 1952

Mit ihrer Hochzeit aber schlug sie den Weg einer berufstätigen und eigenständigen Frau aus. Sie entschied sich dafür, gemäß dem katholisch-patriarchalischem Frauen- und Familienbild, zu leben.

Mit meiner Geburt füllte sie die Mutterrolle aus, in der sie vielleicht sogar ihre Bestimmung gesehen hat. Ob



sie mit diesem Entschluss immer rundum glücklich gewesen ist, glaube ich aber nicht unbedingt. Das geringe Einkommen meines Vaters ließ keine großen Sprünge zu. Geklagt darüber hat sie aber nie. Sicherlich wäre sie gerne auch einmal, wie viele andere schon damals, in den Urlaub gefahren. Doch mit dem alljährlichen Aufenthalt bei ihrer Mutter und der Familie ihrer Schwester im kleinen Provinzstädtchen Kemnath in der nördlichen Oberpfalz nahm sie vorlieb. Dort fühlte sie sich aufgehoben und alles war ihr vertraut. Wenn sie durch den Ort ging, war sie unter allen Frauen eine der elegantesten. Mein Vater hat regelmäßig für sie geschneidert und an ihr die neuesten Schnittmuster ausprobiert.

## Meine Eltern

Nachdem sich meine Eltern gefunden hatten, musste mein Vater noch eine entscheidende Voraussetzung schaffen, um eine Heirat zu ermöglichen. Er brauchte eine Arbeitsstelle als Schneider und fand sie in München bei der Firma Lodenfrey.

1951 zog er in die Landeshauptstadt, um dort als Industrieschneider zu beginnen. Eine Unterkunft fand er im sogenannten „Gesellenhaus“, dem Wohnheim der Kolping-Familie in der Münchner Innenstadt. In seinem Sechs-Bett-Zimmer war noch ein anderer untergebracht, der ebenfalls bei Lodenfrey angestellt wurde, der spätere aktive Gewerkschafter und SPD-Landtagsabgeordnete Max Weber, der für die spätere politische Meinungsbildung meines Vaters eine gewisse Bedeutung erlangen sollte.

Die Bezahlung in der Fabrik muss schlecht gewesen sein, doch für ein bescheidenes Leben musste es eben reichen. Auf dieser Basis war geheiratet worden und sollte die gemeinsame Zukunft aufgebaut werden. In der Siedler-Kolonie Lerchenau am nördlichen Stadtrand wurde eine kleine Zwei-Zimmer-Wohnung in einem Siedlungshäuschen angemietet. Am 18. November 1953 wurde ich als ihr einziges Kind in der Geburtsklinik Geisenhofer am Englischen Garten geboren.

Für drei Leute reichte das Einkommen kaum, auf Rosen gebettet war man wahrlich nicht. Aber meine Eltern fanden in der Nachbarschaft eine günstige, etwas



Im Garten in der Lerchenau

größere Wohnung im Erdgeschoss eines Siedlungshauses – mit einem riesigen Garten. Im Sommer war es schön dort. Häufig kam der Bruder meines Vaters mit seiner Familie aus Laim zu uns zu Besuch – beinahe eine Tagesreise damals mit Bus und Straßenbahn. Für mich war der Garten ein großer Abenteuerspielplatz, meinen Eltern bot er Gelegenheit Gemüsebeete anzulegen und die Obstbäume zu pflegen. An den Wochenen-

den saß man draußen, gelegentlich rief mein Vater eine private Schafkopfrunde zusammen, bei der man mich schon früh als „Fünften Mann“ mitmachen ließ. Meine Mutter hat Kuchen gebacken und Nachbarinnen zum Kaffee eingeladen.

Der tägliche Arbeitsweg meines Vaters von der Lerchenau zur Osterwaldstraße, den er bei jedem Wetter mit dem Moped bewältigte, war lang. Deshalb sparten meine Eltern auf ihre erste große Anschaffung, und so wurden wir 1957 nahezu die ersten in unserer Balsamienstraße, die ein Auto besaßen. Ich war sehr stolz auf das kleine blaue Goggomobil, das ich fast jeden Samstag im Garten mit großem Eifer gewaschen habe und von dem ich heute noch das Autokennzeichen weiß.

So sind mir die Sommer am Stadtrand in guter Erinnerung geblieben. Im Winter jedoch, war unser Haus eine Katastrophe. Vor allem war es eiskalt und feucht. An besonders kalten Tagen bildeten sich Eisblumen an den Fensterscheiben. Morgens holte mich meine Mutter, in eine dicke Bettdecke eingewickelt, in die Küche. Sie setzte mich zum Anziehen in die Nähe eines Radiators, eines Heizstrahlers, der die Form eines Solarkollektors hatte und von seinen Metallspiralen etwas Wärme abstrahlte. Spielen konnte ich in der Wohnküche, dem einzigen beheizten Raum der Wohnung. Die Wärme kam vom großen Küchenherd, der mit Holz beheizt wurde, auf dessen gusseisernen Herdplatten meine Mutter kochte und aus dessen Schaff, einem seitlich eingebauten, herausnehmbaren Behälter aus verzinktem Blech,



Im Garten mit meinen Eltern

man warmes Wasser entnehmen konnte. Um mich zu baden, setzte sie mich in eine Zinkwanne und schöpfte das warme Wasser aus dem Schaff.

Der Alltag meiner Eltern lief auf diese einfache, geregelte und durchaus harmonische Art und Weise ab, ohne dass mir größere Veränderungen erinnerlich wären. Außer, dass sich die Lebenseinstellung meiner Eltern ganz allmählich und vielleicht kaum bemerkbar zu ändern begann. Sie hatten jetzt ein Auto und wir wurden mo-



Mit dem Auto in Kemnath, erst ein Goggo, später ein Käfer

biler. Besuche bei den Verwandten in Beilngries wurden zahlreicher. Noch viel lieber aber fuhren sie in das über 200 km entfernte Kemnath, eine kleine Kreisstadt in der nördlichen Oberpfalz. Dort war der letzte Dienstsitz meines Großvaters gewesen, dort war der jüngste Bruder meiner Mutter geboren worden und dort wohnten jetzt meine Großmutter und meine Tante Fanny mit ihrer Familie. Meine Eltern sind dorthin als Verwandte aus der Großstadt gekommen, die von den Kemnathern nicht als etwas besonderes, aber durchaus als etwas andere, möglicherweise irgendwie modernere und nicht mehr gänzlich in starre Konventionen eingezwängte Menschen empfunden wurden.



Mein Vater in der Arbeit

Sehr früh haben sich meine Eltern auch ein Fernsehgerät, damals natürlich schwarz-weiß, angeschafft. Da war ich gerade vier Jahre alt und ich durfte gemeinsam mit ihnen noch die Tagesschau und die Wetterkarte anschauen, bevor ich ins Bett musste. Die Nachrichten der Tagesschau versäumten meine Eltern selten. Ihr Interesse an politischen Vorgängen, nicht nur in Deutschland, sondern auf der ganzen Welt, öffnete ihren Horizont und weitete ihre Sichtweise und ihr Bewusstsein.

Mein Vater arbeitete in dieser Zeit viel und hart. Er stieg vom einfachen Industrieschneider zum „Modellmacher“ für Damenoberbekleidung auf, was bei Lodenfrey vor allem Mäntel, Kostüme und Röcke aus Loden-

stoff bedeutete. Dafür entwickelte er Schnittmuster aus Papier, die auf dem Stoff mit Schneiderkreide übertragen und dann zugeschnitten wurden. Ich glaube, dass er darin sehr geschickt war. Obwohl ihn diese Tätigkeit, fast ausschließlich im Stehen, sehr anstrengte, ging er gerne in die Arbeit, denn er schätzte das kollegiale Umfeld, in dem er wohl sehr beliebt gewesen ist. Immer wieder kamen einzelne seiner Kolleginnen und Kollegen zu uns zu Besuch.

Meine Mutter kümmerte sich um mich und ich verbrachte jeden Tag an ihrer Seite. Kindergärten oder gar Krippen gab es zur damaligen Zeit nicht, in der abgelegenen Lerchenau schon gleich gar nicht.

Jeden zweiten Tag begleitete ich sie zum Einkaufen. Es gab den Metzger, die Bäckerei, einen Laden, in dem man mit der Henkelkanne frische Milch holen konnte, und für alles andere in unmittelbarer Nähe eine Filiale von Konsum, einer großen Einkaufsgenossenschaft. Dort war auf engstem Raum alles zu haben, was man zum täglichen Leben brauchte. Es war kein Selbstbedienungsladen, vielmehr wurde man an einer großen Theke bedient. Als 1960 der erste Supermarkt in Milbertshofen eröffnet wurde, ging meine Mutter nur noch dorthin. Dafür haben wir einen langen Weg in Kauf genommen, über Schafswiesen und Brachland, wo mittlerweile seit Jahrzehnten alles dicht bebaut ist. Für mich war der Supermarkt ebenfalls ein Gewinn. Es gab dort für jeden Einkauf Rabattmarken, die man in ein Heftchen kleben und dafür einen kleinen Betrag einlösen konnte – Geld,



das ich für mich behalten durfte und das in meiner Sparbüchse landete.

In dieses sehr einfache und bescheidene Leben brach plötzlich ein Ereignis ein, das meinen Eltern allergrößten Kummer bereitete und beinahe ihr Lebensglück zerstört hätte. Kurz vor meinem 6. Geburtstag wurde bei mir eine schwere Herzerkrankung festgestellt, eine Entzündung der Herzinnenhaut. Ich wurde in das Schwabinger Kinderkrankenhaus eingeliefert und zunächst vier Wochen lang in einem Einzelzimmer isoliert. Ich durfte nicht besucht werden, musste ohne Kissen im Bett liegen und durfte nicht aufstehen oder spielen. Es war für mich eine entsetzliche und eine fürchterlich lange Zeit. Für meine Eltern muss es ein Albtraum gewesen sein. Immer wenn sie mir zu vorgegebenen Zeiten vom geschlossenen Fenster aus zuwinken durften, war das Gesicht meiner Mutter tränenüberströmt. Anschließend wurde ich noch weitere Wochen in ein Mehrbettzimmer auf der Kinderstation verlegt. Während der sonntäglichen zweistündigen Besuchszeit wurden wir Kinder in unseren Betten nacheinander ans Fenster geschoben, wo sich meine Eltern nach langer Zeit endlich wieder mit mir unterhalten konnten, zumindest für eine Viertelstunde. Die Tränen wurden bei meiner Mutter nicht weniger, aber die Hoffnung wuchs doch. Zu Weihnachten wollten mich meine Eltern dann endlich wieder zu Hause haben, ein Weihnachtsfest ohne ihr Kind hätten sie nicht übers Herz gebracht. Doch der behandelnde Arzt verweigerte die vorübergehende Entlassung und verlangte von mei-

nem Vater eine Unterschrift, dass diese „auf eigene Verantwortung“ geschehe.

Ich bin heute noch fassungslos, dass ein verantwortlicher Kinderarzt einem unglücklichen Vater voller Sorgen eine solche Unterschrift abverlangen konnte. Und ich bin meinem Vater dankbar, dass er mich nach Weihnachten nicht mehr ins Krankenhaus zurückgebracht hat. Einige Monate lang musste meine Mutter einmal wöchentlich noch mit mir dorthin fahren, damit ich eine Penicillinspritze bekam, für die ich von ihr jedes Mal mit einem kleinen Modellauto entschädigt wurde.

Ich bin sicher, dass diese Wochen die schwersten im Leben meiner Eltern gewesen sind. Umso glücklicher waren sie, als im September 1960 mein erster Schultag anstand. Vom Sport war ich eigentlich auf ärztliches Anraten hin befreit, aber ich wollte unbedingt bei allem mitmachen und durfte es dank meiner Lehrerin auch, die ich dafür sehr liebte. In den folgenden Jahrzehnten erreichte ich jede Menge goldene Sportabzeichen und wurde ein recht passabler Fußballer. Mit Herzproblemen hatte ich nie mehr zu tun.

Ein Jahr später, 1962, fanden meine Eltern eine Mietwohnung in einem Neubau in Milbertshofen. Wir zogen um. Die Miete war zwar erheblich höher, aber meine Mutter war überglücklich über eine Zentralheizung, einen Elektroherd, Badewanne, fließend warmes Wasser und eine Gemeinschaftswaschmaschine im Keller. All das stellte eine unglaubliche Erleichterung für ihr tägliches Leben dar.



Mit meinem Vater beim Spaziergang

Allerdings war die höhere Miete nur schwer aufzubringen, weshalb zunächst ein Zimmer vermietet wurde. Ich hatte mein Bett im Schlafzimmer meiner Eltern und ins Kinderzimmer zog Fräulein Böck als Untermieterin ein. Sie war eine junge Schneiderin, die bei Lodenfrey angefangen hatte und eine Bude suchte. Fräulein Böck war sehr nett zu mir, fast wie eine große Schwester. Sie war eine moderne, junge Frau, die schicke Mode liebte und ihren Sommerurlaub in Rimini verbrachte. Sie schwärmte vom Cappuccino an der Adria, wie man ihn in Deutschland nicht bekommen könne, bestenfalls im „Rialto“ in der Leopoldstraße. Außerdem war sie Anhängerin der italienischen Küche und ihrer Nudelgerichte. Das führte dazu, dass meine Mutter, die sehr gut

kochte, bei der aber Pasta nicht zum eingeübten Programm gehörte, „Spaghetti Miracoli“ auf den Tisch zauberte, die man in einer Packung komplett mit Tomatensoße und geriebenen Parmesan im Supermarkt kaufen konnte, und die neu auf den deutschen Markt gekommen waren. Letztlich war das aber nicht die Krönung der Küche, und meinem Vater schmeckte Tomatensoße ohnehin überhaupt nicht.

Ich durfte Fräulein Böck Sylvia nennen. Gelegentlich erlaubte sie mir sogar tagsüber, wenn sie in der Arbeit war, ihren Plattenspieler zu benutzen. Es war ein Koffergerät, bei dem man den Deckel abnehmen musste, der dann als Lautsprecher diente. Ich erinnere mich noch gut an die italienischen Schlager von Rita Pavone und Adriano Celentano, an Gitte („Ich will ’nen Cowboy als Mann“) und Harry Belafonte („Oh, Island in the Sun“).

Als sie ein Jahr später auszog, war ich ein bisschen traurig. Ich vermisste sie und den Schwung, den sie in unsere kleine Wohnung gebracht hatte. Aber ich war natürlich der große Gewinner, denn von da an hatte ich mit zehn Jahren zum ersten Mal im Leben ein eigenes Zimmer – ein 10 qm großes Reich, ein Rückzugsort mit eigenem Bett und Schreibtisch und ziemlich bald mit eigenem Radio und Uher-Tonbandgerät.

Um den Einnahmeausfall durch den Auszug der Untermieterin zu kompensieren, verwandelte sich unser Wohnzimmer an den Wochenenden in eine Schneiderwerkstatt. Im Schlafzimmer stand eine große Nähmaschine mit gusseisernem Pedal und abnehmbaren Kopf,

am Wohnzimmertisch wurden Schnittmuster ausgebreitet, eine große Schneiderschere, Garn und Kreide bereitgelegt, und mein Vater erledigte Bestellungen von Damen aus der umliegenden Nachbarschaft. Röcke und Kleider wurden kürzer und weiter, meistens letzteres. Besonders gerne schneiderte er für meine Mutter. Schöne Stoffe, Seidenfutter und moderne Knöpfe brachte er aus der Arbeit mit, dazu die neuesten Schnittmuster. Meine Mutter war immer elegant gekleidet und auch mein Vater hatte natürlich Sinn für Mode, trug meist Krawatte und Anzüge in der neuesten Façon.

Eine der wichtigsten Neuerungen für meine Mutter war ein schönes, graues Telefon mit Wählscheibe. Später wurde es grün und noch viel später, in den 70er Jahren, rot mit schwarzen Tasten. Die Kommunikationstechnologie veränderte sich im Schneckentempo und brauchte über 20 Jahre bis zum schnurlosen Telefon. Wenn man bedenkt, wie schnell und tiefgreifend sich in den letzten Jahren der technologische Wandel auf diesem Gebiet mit PC, Internet, Mobiltelefon, sozialen Medien, Chat GPT und jetzt künstlicher Intelligenz vollzogen hat, kann man verstehen, dass sich viele Menschen überfordert und abgehängt fühlen und mit ständig neuen Erfindungen nicht zurechtkommen.

Mein Vater telefonierte nie. Meine Mutter dagegen gerne. Vor allem ihre wöchentlichen Ferngespräche mit ihrer Schwester in Kemnath, zu der sie eine unglaublich enge Verbindung pflegte, waren für sie unverzichtbar und halfen ihr sehr dabei, ihre Alltagsorgen besser zu

bewältigen. Die beiden Frauen schütteten sich ihr Herz aus und gaben sich gegenseitig Halt. Wahrscheinlich waren beide nicht rundum glücklich mit ihrem Leben. Meine Mutter nicht, weil sie sich nicht wirklich viel leisten konnte und sehr sparsam leben musste. Meine Tante dagegen litt unter dem eintönigen Leben in einer ziemlich verschlafenen Kleinstadt und beneidete meine Mutter dafür, dass sie am großstädtischen Leben teilhaben und mehr erleben konnte als sie. In einem engen bescheidenen Rahmen lebten aber beide. Die Telefonate zwischen ihnen dauerten oft lange. Deshalb erinnere ich mich gut daran, wie sehr sie sehr darüber klagte, als 1980 der damalige Postminister Kurt Gscheidle den sogenannten 8-Minuten-Takt einführte. Ihre Telefonate wurden dadurch etwas kürzer, aber deutlich teurer.

Auch für das Schriftliche war meine Mutter zuständig. Mein Vater schrieb nie. Meine Mutter dagegen verfasste lange Briefe an ihre Schwester und andere Verwandte in wunderbarer Schönschrift. Mein Vater war höchstens dazu zu bewegen seine Unterschrift mit „vielen Grüßen“ hinzuzufügen. Fast glaube ich, dass mein Vater gar nicht mehr richtig schreiben konnte, und diese Technik verlernt hatte. Auch gelesen hat er nicht. Bücher gab es bei uns zu Hause ganz wenige, und meine Mutter, die gerne las, begnügte sich mit Zeitschriften, in denen sie auch die Kreuzworträtsel lösen konnte.

Das katholische Leben führten meine Eltern in Milbertshofen weiter. Der sonntägliche Kirchgang war für sie eine Selbstverständlichkeit, für meine Mutter zusätz-



Meine Eltern, vor allem meine Mutter,  
immer elegant

lich die Maiandachten. Auch meine Sozialisation verlief zunächst entlang der kirchlichen Vorgaben. Der Stadtpfarrer, der uns in Religionslehre unterrichtete, gewann mich als Ministrant für die Pfarrei St. Lantpert und der erste Sportverein, dem ich beitrug, war die katholische DJK. Meine Kommunion war natürlich ein großes Familienereignis und ebenso meine Firmung einige Jahre später.

Ganz allmählich aber kam eine Veränderung in Gang, die zunächst meinen Vater betraf. Der Glaube daran, dass der Herrgott alles zum Besten richten würde, war ohnehin seit seinen Kriegserlebnissen verlorengegangen. Jetzt erlebte er den gesellschaftlichen Alltag und die politischen Verhältnisse immer stärker aus Sicht eines Industriearbeiters. Der Wandlungsprozess vom katholischen Bauernsohn vom Lande zu einem gewerkschaftlich organisierten Facharbeiter und sozialdemokratischen Wähler in der Stadt vollzog sich in den 60er Jahren. Den Besuch der Sonntagsmesse hat er gelegentlich ausgelassen. Meine Mutter dagegen blieb der Kirche treu und sehr nahe. Sie blieb eine fromme, gottgläubige Frau, obwohl auch sie an der veränderten politischen Stimmungslage in Deutschland durchaus Anteil nahm.

Meinen Vater hat Mitte der 60er Jahre sein Kollege und ehemaliger Zimmerpartner, Max Weber, der zwischenzeitlich zum Betriebsratsvorsitzenden bei Lodenfrey gewählt worden war, in die Gewerkschaft Textil-Bekleidung aufgenommen – eine kleine DGB-Gewerkschaft, die in den 80er Jahren im Zuge des Strukturwandels in der Bekleidungsindustrie verschwunden und in der großen IG Metall aufgegangen ist. Obwohl ihn seine Kollegen dazu drängten, hat er sich aber nie als Kandidat für Betriebsratswahlen aufstellen lassen. Aus der Katastrophe des Nationalsozialismus hat er seine persönliche Lehre gezogen, sich nicht politisch oder gar in einer Partei zu engagieren. So war er auch nicht wirklich begeistert, als ich 1971, als 17jähriger, in die SPD ein-



trat. Aber er hätte mich natürlich auch nie daran gehindert, zumal er mittlerweile politisch eher auf dieser Seite stand. Er mochte Männer wie Bruno Kreisky, Tito und Nehru, von dem er wusste, dass dieser 10 Jahre in britischen Gefängnissen zubringen musste. Der erste amerikanische Präsident, der ihm gefiel, war Kennedy – trotz des Vietnamkrieges. Beeindruckt hat ihn der amerikanische Bürgerrechtler Martin Luther King. Seinem Bruder Josef, der Postbeamter war und mit seiner Familie in Laim wohnte, war er zeitlebens sehr nah, obwohl mein Onkel sehr viel konservativer war. In politischen Fragen gerieten sie aber regelmäßig und immer öfter in Streit.

Meine Eltern knüpften an die SPD große Hoffnungen und verbanden mit ihrer Regierungsbeteiligung 1966 die Erwartung einer konkreten Verbesserung ihrer Lebenssituation. Ich erinnere mich gut an den Wahlabend 1969, den wir zu Hause im Fernsehen verfolgten. Kurz darauf konnte eine sozialliberale Regierung gebildet werden und Willy Brandt wurde Bundeskanzler. Mein Vater kommentierte das Ergebnis mit den Worten: „Jetzt wird es uns bessergehen.“ In einigen Punkten sollte er damit sogar recht behalten. Die Löhne stiegen, die sozialen Sicherungssysteme wurden stabilisiert, die Arbeitnehmerrechte durch ein Betriebsverfassungsgesetz gestärkt. Vor allem kam es zu einer Bildungsoffensive, damit auch Kinder aus Arbeiterfamilien studieren konnten, wovon am Ende auch ich selbst profitierte. Übrigens hat mich mein Vater auch auf die erste Wahlveranstaltung, die ich besucht habe, mitgenommen. Es war

im Jahr 1966 eine Kundgebung in der Kongresshalle der Münchner Messe mit dem damaligen Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel und Willy Brandt. Dieser Abend hat mich sehr beeindruckt.

Ich muss jetzt zurückkommen auf das Jahr 1964. Ich besuchte die Volksschule und mein strenger, sehr konservativer Lehrer, Herr Stoindner, ein Heimatvertriebener aus dem Sudetenland, hatte mich als einen von sechs Schülern unserer 40köpfigen Klasse dazu auserkoren, aufs Gymnasium zu wechseln. Meine Eltern waren auf diese Situation nicht eingestellt und sehr unsicher, ob das die richtige Entscheidung sei. Sie wussten nicht, was auf dem Gymnasium auf mich zukommen würde und ob ich den aus ihrer Sicht schweren Weg schaffen würde. Vor allem hatten sie Angst davor, dass sie von all dem neuen Unterrichtsstoff keine Vorstellung hatten und mir in keiner Weise irgendwo hätten helfen können. Wie dankbar war ich, dass mein Lehrer, dessen Autorität meine Eltern akzeptierten, sich durchsetzte und ich im Herbst 1964 ins Oskar-von-Miller-Gymnasium (damals noch Altes Realgymnasium) wechseln durfte. Für mich eröffnete sich damit eine vollkommen neue Welt, von der ich vorher nicht gewusst hatte, dass es sie überhaupt gibt. Vor allem Geschichte und Erdkunde wurden meine Lieblingsfächer, sogar Latein hatte ich gerne.

Mit der Gymnasialzeit ging so etwas wie ein gedanklicher Ausbruch aus der Enge unseres Familienlebens einher. Der Schreibtisch in meinem Zimmer mit meinen Schulbüchern wurde zu meinem Lieblingsort, spä-



Mein Vater, auch beim Wandern mit Krawatte

ter kam zunehmend der Fußballplatz dazu. Es begann eine allmähliche, erste Ablösung von meinen Eltern. Von den sonntäglichen Spaziergängen, die sie gerne in die Schlossparke von Nymphenburg und Schleißheim unternahmen oder vor Verwandtenbesuchen konnte ich mich immer häufiger drücken, weil ich ja Hausaufgaben erledigen musste.

Neues in mein Leben brachte auch ein Nachbar aus unserem Mietshaus, Herr Wagner. Er war Jockey und nahm mich hin und wieder zur Trabrennbahn in Daglfing mit. Vor allem war er glühender Anhänger des TSV 1860. An seiner Seite besuchte ich die Spiele der Löwen im Grünwalder Stadion in den Jahren, als sie 1966 Deutscher Meister wurden und sogar – wenn auch nur kurz –

eine gute Rolle im Europapokal spielten. Mein Vater machte sich nichts aus Fußball und trieb keinen Sport. Die Zeit, die dafür in seinem Leben vorgesehen gewesen wäre, seine Jugend, hat er im Krieg zugebracht. Meine Mutter dagegen war glücklich, wenn ich mich freute, weil 60 gewonnen hatte.

In dieser Zeit hatte sie einige Jahre eine Teilzeitbeschäftigung angenommen. Obwohl sie bestimmt eine qualifiziertere Tätigkeit hätte finden können, nahm sie eine Stelle bei der Essensausgabe in der Kantine eines nahegelegenen Siemens-Betriebes an. Sie verdiente schlecht dabei, fand aber die Arbeitsatmosphäre gut und hatte nette Kolleginnen. Das war ihr wichtiger. Sie schätzte und suchte immer ein harmonisches Umfeld.

Die Sommerferien verbrachte ich jedes Jahr in Kemnath, bei der Familie meiner Mutter. Meine Eltern brachten mich dort hin und holten mich am Ferienende wieder ab. Meine Mutter, zunehmend auch mein Vater, fühlten sich dort wesentlich wohler als bei der väterlichen Verwandtschaft in Beilngries. Dorthin schwanden die Verbindungen immer mehr. Ich selbst bin kaum mehr dorthin gekommen.

In Kemnath fühlten sich meine Eltern sehr wohl. Dort ging es herzlich und bodenständig zu. Sie zogen in die Wälder, um Pilze und Beeren zu sammeln, meine Mutter genoss die guten Gespräche mit den Menschen dort und mein Vater verbrachte den einen oder anderen Abend beim Schafkopfspiel mit seinem Schwager in einem der Gasthäuser. Manchmal begleitete ich ihn sogar

für ein oder zwei Stunden. Dabei fiel mir jedes Mal auf, dass die vier Männer sich nicht unterhielten, kaum ein Wort fiel, außer die notwendigen, unmittelbar auf das Spiel bezogenen Ausdrücke. Ansonsten schwiegen sie, das gemeinsame Spiel war ihnen genug und bereitete ihnen Freude.

Für mich war Kemnath gut. Ich hatte zwei fast gleichaltrige Cousins, mit denen und deren Freunden man den ganzen Tag unterwegs sein konnte. Einige Jahre lang besaß ich sogar einen Spielerpass beim örtlichen Fußballverein SVSW Kemnath.

Trotzdem hätte ich statt langer Wochen in Kemnath gerne mit meinen Eltern eine Reise unternommen. Ich hatte großes Verlangen danach, einige der Länder zu besuchen, die ich nur aus dem Atlas kannte, und hätte gerne mit eigenen Augen das Meer gesehen. Aber außer einigen Tagen in den Bergen und einem einwöchigen Besuch bei einem Arbeitskollegen meines Vaters im slovenischen Bled kann ich mich an keine einzige Reise erinnern. Zum ersten Mal fuhren wir 1971 nach Grado in Italien. Mit 17 Jahren habe ich dort zum ersten Mal das Mittelmeer gesehen, zumindest die Adria. Meine Eltern haben es, obwohl es ihnen dort gefallen hat, nie wieder besucht. Eine Flugreise haben sie in ihrem ganzen Leben nicht unternommen.

Meine Eltern sahen in dem Anderen stets den Menschen. Gegenüber Ausländern hatten sie keinerlei Resentiments – mein Vater hatte selbst viele Arbeitskollegen aus dem damaligen Jugoslawien, ebenso wenig

gegen Homosexuelle. In die Nebenwohnung in unserem Haus, welche die Evangelische Kirche angemietet hatte, war ein junger schwuler Mann aus Passau eingezogen, der in München offener seine gleichgeschlechtliche Beziehung leben konnte. Meine Mutter, die ihm in seiner Abwesenheit die Blumen goss, mochte ihn sehr. Sie fand, dass sich an seiner Freundlichkeit und Höflichkeit ruhig andere ein Vorbild nehmen könnten.

Auch die damals weit verbreitete Angst vor den Russen teilten sie nicht. Mein Vater fand, dass die Deutschen diesem Land genug Schändliches angetan hatten. Die Ostpolitik von Willy Brandt schien ihm längst überfällig, auch wenn sie mit der Preisgabe ehemaliger Ostgebiete verbunden war, die aber ohnehin längst verloren waren.

In dieser Zeit ergab sich zum ersten Mal eine berufliche Unsicherheit bei meinem Vater. Lodenfrey hatte sich daran gemacht zu expandieren und neue Standorte außerhalb Deutschlands zu suchen. Teils geschah das mit einem neuen Werk in Bad Ischl im Salzkammergut, um neue Märkte zu erschließen, teils durch den Aufbau neuer Produktionsstätten in Ungarn, um Kosten zu senken und sukzessive Produktion und Arbeitsplätze dorthin zu verlagern. Meinem Vater waren für beide neuen Fabriken Stellen angeboten worden, in denen er mehr hätte verdienen und mehr Verantwortung übernehmen können. Er dachte viele Abende und sicher auch Nächte darüber nach, scheute am Ende jedoch eine solche Entscheidung. Den Schritt ins Ausland hat er sich nicht



Meine Eltern mochten sich ihr Leben lang

zugetraut. Zu sehr gab ihm sein Zuhause und sein gewohntes Umfeld Halt und Sicherheit, die er brauchte.

Eine andere Chance bot sich ihm, als nach 1972 die Wohnungen im Männerdorf für die Olympischen Spiele zum Kauf angeboten waren. Die Wohnungen verkauften sich zunächst eher schleppend, weil die betonlastige Architektur etwas gewöhnungsbedürftig war. Die Preise waren deshalb relativ günstig und meine Eltern hätten den Kauf guten Gewissens tätigen können, zumal sie aus dem Erlös eines kleinen Ackeranteils in Beilngries, der irgendwann Bauland geworden war, einen Großteil des Kaufpreises hätten entrichten können. Trotzdem hätten sie natürlich ein größeres Hypothekendarlehen

aufnehmen müssen. Und genau davor schreckte mein Vater zurück. Meine Mutter, die gut rechnen konnte, riet ihm zu, aber ihm bereitete die Vorstellung Schulden machen zu müssen schlaflose Nächte. Als beide schließlich entschieden in ihrer Mietwohnung zu bleiben – was natürlich eine Fehlentscheidung war – war mein Vater erleichtert und konnte wieder ruhiger schlafen.

1973 machte ich – auch zur Freude meiner Eltern – ein gutes Abitur. Daran schloss sich ein 21-monatiger Zivildienst im Max-Planck-Institut für Psychiatrie in Schwabing an. Ich nutzte diese Zeit dafür, ganz allmählich meinen Abschied von zu Hause vorzubereiten. Bei vielen Bereitschaftsdiensten konnte ich im benachbarten Schwesternheim übernachten. Außerdem machte ich hinter dem Tresen einer Studentenkneipe lange Abendschichten. Die Zeit für unser gemeinsames Familienleben wurde so immer weniger. In meinen ersten Studienjahren zog ich dann endgültig von unserer Wohnung in eine Wohngemeinschaft nach Schwabing um.

Von meinen vielen Reisen schickte ich regelmäßig Postkarten und telefonierte mit meiner Mutter, was zur damaligen Zeit gar nicht so einfach war. Meine schmutzige Wäsche brachte ich weiterhin zu ihr, aus Bequemlichkeit. Von meinen Freundinnen zur Rede gestellt, argumentierte ich, dass sich meine Mutter jedes Mal sehr freue, wenn ich zu Hause vorbeischaute. Auch das stimmte natürlich.

Es ist immer schwierig, wenn Eltern darauf bauen, ihre Kinder, noch dazu ihr einziges, niemals loslassen zu



müssen. Auch meinen Eltern fiel dieser Ablösungsprozess sehr schwer. Schlimm war, dass bei meiner Mutter gerade in der Zeit ein Brustkrebs diagnostiziert wurde, der eine Operation erforderlich machte. Als mein Vater mir gegenüber andeutete, dass Mutters Krankheit mit meinem Auszug zusammenhänge, war ich über diesen Vorwurf sehr enttäuscht. Selbst wenn es damit zu tun gehabt hätte, wäre es doch unvermeidlich gewesen, dass ich mich endlich auf eigene Beine stellte.

Seit einigen Jahren war ich politisch aktiver geworden. Ich war bereits im Gymnasium Schulsprecher, tauschte immer öfter den Fußballplatz mit der Sitzung des SPD-Ortsvereins, in dem ich später meine Frau Dorle kennenlernte, und galt immer mehr als politischer Hoffnungsträger der Sozialdemokratie im Münchner Norden. 1978 errang ich mein erstes politisches Mandat und wurde in den Bezirkstag von Oberbayern gewählt. Meine Eltern waren dann doch sehr stolz auf mich. Sie wurden jetzt in ganz Milbertshofen erkannt und freundlich begrüßt, auch von Stadträtinnen und Abgeordneten, die sie auf Straßenfesten oder öffentlichen Veranstaltungen umarmten und sehr mochten. Diese Entwicklung hat auch meinen Vater mit meiner Entscheidung versöhnt, in die Politik zu gehen, was ihm zuvor nicht ganz gefallen hatte. Als ich 1983 Vorsitzender der Münchner Arbeiterwohlfahrt wurde, meldete sich meine Mutter im AWO-Seniorenclub an und mein Vater belieferte das Alten-Service-Zentrum in Milbertshofen mit frischem Essen und Getränken, wenn wieder irgendein Fest an-

stand. Meinen größten politischen Erfolg, als ich 1990 mit einem sehr guten persönlichen Ergebnis und einem Direktmandat gegen den CSU-Granden Gerold Tandler in den Bayerischen Landtag gewählt wurde, hat mein Vater leider nicht mehr erleben dürfen. Er war einige Monate zuvor gestorben. Aber meine Mutter war bei der Feier am Wahlabend dabei und weinte still vor Freude.

## Die Großeltern

1980 wurden Mama und Papa plötzlich Großeltern. Anfangs waren sie von dieser Nachricht nicht sonderlich begeistert. Als unsere Tochter Sara geboren wurde, waren meine Frau Dorle, die sie nur flüchtig kannten, und ich noch nicht verheiratet und hatten noch keine gemeinsame Wohnung. Aber ich hatte mir nichts sehnlicher gewünscht, als Vater zu werden und eine Tochter zu bekommen.

Als Sara dann da war, schlossen sie beide aber sofort ins Herz. Vor allem meine Mutter liebte sie sehr. Mit ihr konnte unsere Tochter wunderbar spielen, malen und zeichnen. „Papa-Oma“ hat mit ihr Pfannkuchen gebacken und Kartoffelbrei gekocht, las ihr geduldig Kinderbücher vor und holte sie häufig vom Kindergarten ab. Mein Vater brachte sich weniger ein, obwohl er schon gerne auf sie „aufpasste“. Meist jedoch saß er still dabei. Dabei wirkte er sehr zufrieden. Er hatte erreicht, wovon er in zahllosen Kriegs Nächten geträumt und worauf er nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft hingearbeitet hatte: Eine eigene Familie. 1986 kam das zweite Enkelkind, unser Sohn Klemens, dazu. Da wir in eine Wohnung ganz in der Nähe meiner Eltern gezogen waren, konnten beide viel Zeit bei ihnen verbringen.

Mein Vater war zwischenzeitlich etwas vorzeitig in Rente gegangen. Der harte Berufsalltag hatte ihm zunehmend zu schaffen gemacht. Er war abgearbeitet und gesundheitlich schon nicht mehr auf der Höhe. Kaum in



Meine Eltern mit Sara

Rente, wurde er noch schweigsamer, als ohnehin schon immer. Sein Gehör wurde schlechter, der Ton des Fernsehers lauter gestellt. Sein Gedächtnis ließ nach. Er litt darunter, dass er sich beim Schafkopfspiel die gefallenen Karten nicht mehr merken und die Punkte nicht mehr im Kopf mitzählen konnte. Er hörte auf zu spielen. Dass zu einer längst begonnenen Altersdespression noch einige leichte Gehirnschläge dazu kamen, haben wir zu spät bemerkt. Zum Arzt ging er grundsätzlich nicht. Er wusste, dass er krank war, aber er vermied jede Untersuchung aus Angst vor den Ergebnissen. Zweimal hatte ihn meine Mutter zum Arztbesuch überredet und

begleitet, aber beide Male verließ er das Wartezimmer, ehe er an der Reihe gewesen wäre. Meine Mutter war verzweifelt, denn es kam, wie sie befürchtet hatte. Sein gesundheitlicher Zustand wurde zunehmend schlechter, bis ihn eine schwere Gehirnblutung zu einem schwer kranken und pflegebedürftigen Mann machte, der teilweise gelähmt war und unter Sprachschwierigkeiten litt.

In den folgenden Jahren stand meine Mutter in einer aufopferungsvollen Weise an seiner Seite. Sie schob ihn im Rollstuhl durch die Straßen, betreute und pflegte ihn zu Hause so lange es ging. Glücklicherweise war ihr Nachbar, von dem schon die Rede war, der Leiter der örtlichen Diakoniestation und konnte eine häusliche Pflegeunterstützung organisieren. So ging das zwei Jahre. Zunehmend war meine Sorge, dass meine Mutter unter dieser Last zusammenbrechen und gar früher sterben könnte als mein pflegebedürftiger Vater. Vor allem litt dieser unter einer zunehmenden Aggressivität, die mit seinen zerstörten Hirnfunktionen zu erklären war.

Am Ende gab es nur noch die Lösung, für meinen Vater einen Platz in einem Pflegeheim zu finden. Das war leicht für mich, denn ich war viele Jahre lang schon Vorsitzender der AWO in München. Zufrieden mit der pflegerischen Versorgung war ich allerdings überhaupt nicht. Für meine Mutter, die ich zu diesem Schritt monatelang überreden musste, ergab sich daraus auch noch eine große finanzielle Belastung. Da es damals noch keine Pflegeversicherung gab, musste sie die monatli-

chen Heimkosten selbst bezahlen. Um dieses Geld aufzubringen, musste sie die kleine Eigentumswohnung in Vilshofen verkaufen, die meine Eltern gekauft hatten, um eventuell dort den Lebensabend zu verbringen. Das kleine Städtchen an der Donau fanden sie, weil ein Bruder meiner Mutter dort mit seiner Familie lebte. Mein Vater liebte diesen Ort und hatte viele lange Spaziergänge zum nahen Kloster Schweiklberg unternommen, wo er sich glücklich fühlte. Viel Geld blieb meiner Mutter nicht übrig, nach langen Jahren, die die schwersten ihres Lebens waren.

Mein Vater hatte mich zuletzt mehrfach gebeten, ihm zu „helfen“. Er wollte aus dem Leben scheiden, das für ihn am Ende nur noch quälend war. Ich habe damals ernsthaft über das Thema Sterbehilfe nachgedacht, aber doch nichts in dieser Richtung unternommen. Heute denke ich, dass ich mich anders hätte entscheiden sollen.

Bei Vaters Tod war ich bei ihm. Niemand wird vergessen, wenn ein Mensch, der so nah steht, sein Leben aushaucht. Mein Vater starb am 2. Januar 1990. Er ist nur 69 Jahre alt geworden.

Für ihn war es eine Befreiung, für meine Mutter, die trauerte, weil sie den Mann ihres Lebens verloren hatte, war es das ebenfalls. Doch sie hatte viel Kraft verloren und auch ihre Krebserkrankung meldete sich bald zurück. Vier Jahre blieben ihr noch, in denen ihr größtes Glück darin bestand, ihre beiden Enkelkinder zu sehen und mitzerleben wie sie schnell größer wurden. Ihre



Meine Mutter mit 70

gesundheitlichen Sorgen aber nahmen laufend zu. Nach zahlreichen Bestrahlungen folgte eine Chemotherapie, die sie weiter schwächte.

Ihren 70. Geburtstag feierte sie 1994 in Beilngries, im Gasthof Schattenhofer. Alle Verwandten väterlicher- und mütterlicherseits kamen ein letztes Mal zusammen. Es war eine große Runde, an der auch die Wirtsfamilie und Bekannte aus Beilngries teilgenommen haben. Mutter wollte ihr Geburtstagsessen unbedingt dort ausrichten, wo ihre Arbeitsstelle gewesen war, wo sie ihren Mann kennengelernt hatte, ihn heiratete und sich entschied mit ihm nach München zu gehen. Für sie schloss sich auf diese Weise ihr Lebenskreis.

Ein Jahr später ist sie am 16. März 1995 an ihrer Krebserkrankung gestorben. Ich habe ihr zwei Stunden vor ihrem Tod einen Rosenkranz in ihre Hände gelegt. Meine Eltern hätten wahrlich ein besseres Leben verdient. Wenn ich daran denke, was das Schicksal ihnen alles abverlangt und vorenthalten hat, bin ich zornig. Aber meine Eltern haben ihr Leben gemeistert. Sie waren die anständigsten Menschen, die man sich vorstellen kann. Im Wesentlichen waren sie sehr glücklich miteinander. Und darauf kommt es an.

In den nächsten Tagen werde ich mich an ihr Grab im Münchner Nordfriedhof setzen und ihnen aus diesem Text vorlesen. Ich bin gespannt, ob sie sich darin wiedererkennen. Die offenen Fragen aber werden unbeantwortet bleiben.

München/Tiglio, im August 2024